



ROMAN

JOACHIM
SCHNERF

KUNSTMANN

WIR
WAREN EINE
GUTE
ERFINDUNG

Hinten wurde munter weitergeschrien, Denise und Michelle brüllten, während ihre Mutter die Autotür öffnete. Der Polizist durchsuchte Sarah, ließ uns alle aussteigen und inspizierte das Auto. Ich erklärte ihm den Tick meiner Frau, aber es war nichts zu machen; er fragte, ob ich einen Führerschein hätte, und nahm Sarah mit.

Sie blieb mehrere Stunden auf der Wache, bevor sie wieder gehen durfte, die Augen vom Weinen gerötet. Natürlich erwartete ich sie und schloss sie in die Arme, um sie zu beruhigen: »Komm schon, jetzt ist ja alles vorbei. Ehrlich, so schlecht sitzt man gar nicht. Es ist jedenfalls deutlich bequemer als im Vélodrome d'Hiver, die machen Fortschritte bei der Polizei!« Sarah fehlte die Kraft zu antworten.

Patrick, ein Aschkenasi wie er im Buche steht. Die Art von Jude, der sich mit niemandem anlegen will, der sich lieber ein Hakenkreuz auf die Stirn tätowieren lassen würde, als ein Kind zu bitten, das Radio leiser zu stellen. Ich kann nicht sagen, ob mein Schwiegersohn mir leidtut oder ob ich seinen Mut bewundere, Michelle geheiratet zu haben und angsterfüllt zwei Kinder großzuziehen. Wie dem auch sei, immer dieser gesenkte Blick. Wenn ich an seine Mutter denke, die eine so schöne Frau war, aufgeweckt, umtriebig und fröhlich, wie hat sie nur dieses kleine verschreckte Etwas hervorbringen können? Mein hypochondrischer Schwiegersohn, der vor jedem Zahnarztbesuch einen blühenden Ausschlag bekommt in der Überzeugung, dass sein Körper bis ans Zahnfleisch von Krebszellen befallen ist, der aber trotzdem alle unsere Familienfeiern überlebt. Wenn man die heftigen Wortgefechte zwischen Michelle und Pinhas, zwischen Michelle und Denise und zwischen Michelle und den Kindern kennt, fragt man sich, weshalb er nicht einfach alles hinwirft und sich ruhigere Gewässer sucht? Ist es die Angst, die ihn zurückhält? Oder doch die Liebe zu seiner Frau, die er – trotz des Geschreis und der Zankereien, trotz seiner nervösen Durchfallattacken – sanftmütig wie ein Neugeborenes anhimmelt.

Patrick, ein kleiner Jude, der immer ein paar Minuten zu früh kommt. Michelle folgt ihm mit den Kindern dicht auf den Fersen, ohne sich je über sein manisches Zeitmanagement zu mokieren. So hatten Sarah und ich im Übrigen unsere Töchter erzogen, Pünktlichkeit wird in unserer Familie hochgehalten. Pinhas hingegen hat Denise nach und nach ihre jüdisch-elsässische Disziplin abgewöhnt, der unermüdliche Schwadronneur und unsere Tochter kommen immer zu spät, ohne dass wir es ihnen verübeln können. Schließlich war es meinem Schwiegersohn gelungen, dieses Lächeln in die Augen meiner Ältesten zu zaubern. Sie konnte zwar lachen, aber bis zu ihrer Begegnung mit Pinhas hatte ihr Gesicht nie gestrahlt. Sarah liebte diesen neuen Blick, sie hätte jede Verspätung verziehen, um Denise' leuchtendes Gesicht am Arm ihres Mannes zu sehen. Unsere Tochter hatte sich so verändert, seitdem er in ihr Leben getreten war, als hätte Pinhas' orientalische Leichtigkeit sie befreit. Dabei wussten wir, dass die Festessen an der Seite ihrer Schwester für ein paar Stunden die Glückseligkeit aus ihren Gesichtszügen wischen würden, ein Schrei genügte, um die Aufwärtskurve ihrer glücklichen Lippen einbrechen zu lassen.

Patrick, bei jeder Gelegenheit der *Eingebildete Jude*: Mit seinem gekrümmten Rücken wirkt er unablässig von unserer Geschichte niedergedrückt. Kein einziger Deportierter in seiner Familie, und trotzdem behagen ihm Lagerwitze überhaupt nicht, wie ich weiß. Sein empörter Blick hilft Michelle nicht gerade, sich zu entspannen; wenn dann aber seine

Augen bei der geringsten Erwähnung des Wörtchens »Shoah« vor Rührung feucht werden, bin ich es, der kurz davor ist, zu schreien. Wahrscheinlich brien sich Pinhas Eltern gerade Sardinien am Strand, während wir in Rauch aufgingen, aber wenigstens schaut er nicht so gequält drein, wenn ich mich über die Lager lustig mache. Vielleicht beruht die Eigentümlichkeit der Sepharden auf dieser ungebrochenen Heiterkeit, ihrer manchmal irritierenden Sorglosigkeit. Immerhin sind auch sie Wandernde, wie hätten sie ohne das Lachen überleben sollen?

Die Träumereien, durch meine Augenlider vor dem Tageslicht geschützt, verflüchtigen sich mit jedem Wimpernschlag, meine Hände schieben müde die Decke zurück, meine Ellbogen helfen mir, mich aufzusetzen. Ich muss aus dem Bett. Ich sitze vor ihrer Kommode, atme lange durch und stehe auf, um so schnell wie möglich hier rauszukommen und die Intimität unseres Schlafzimmers ruhen zu lassen. Ich stütze mich auf das Möbelstück, schöpfe Atem, und fühle, wie sich ihre Hand auf meine legt. Sarahs Hand lässt mich nicht los, unsere Hände sind nie voneinander gewichen. Unsere Hände beim Essen, unsere Hände beim Einschlafen. Handflächen, die wir nicht lösen konnten, wie geschaffen füreinander. So wie ein Fels sich nach dem Wasser formt, das täglich an ihm leckt.

Ich lasse die Tür hinter mir offen stehen, gehe den Gang hinunter bis zum Esszimmer. Das Atmen fällt mir immer schwerer, ich muss mich setzen. Ein Reflex, unvermittelt sitze ich an meinem Platz: der am Tischende thronende Zeremonienmeister. Schon ist überall Pessach, die Matze-Schachteln haben die Wohnung in Beschlag genommen, und die Stühle warten nur darauf, dass es dunkel wird, um die versammelte Familie aufzunehmen. Alle, nur sie nicht. Samuel wird links von mir sitzen; ich höre bereits die zögerliche Stimme meines Enkels: »Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?« Seine Augen sind auf mich geheftet, er lechzt nach einer Antwort, während er fast unmerklich vor- und zurückschaukelt. Und die Augen der Großmutter unter den Wimpern des Kindes: »Warum diese Nacht ohne Oma?« Sarah, die ich seit unserer ersten Begegnung jeden Tag noch mehr geliebt habe, eine im Rhythmus der sich eingrabenden Falten gereifte Liebe, eingraviert in unser Fleisch wie eine Furche, die den Blick verlängert. Ihre blauen Augen und langen Wimpern, die Samuel geerbt hat.

Die Schultern meines Enkels sinken herab und reißen seinen ganzen Körper mit in das unmerkliche Hin und Her, das heilige Schaukeln zwischen Schmerz und Hoffnung. »Opa, warum diese Nacht?« Samuel wird die Anwesenheit seiner Großmutter spüren, die körperliche Erinnerung an ihre Hand, die sich auf seine Stirn legte. Ihre Handfläche, die sich wie ein Schleier verflüchtigte, die seine Lippen streifte, sich entzog. »Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?« Einstimmig werden seine Schwester, seine Eltern, seine Tante, sein Onkel und ich ihn unterstützen, um jede der Fragen, deren Geheimnis das Hebräische wahr, zu beantworten. Die vier Fragen, die nicht ausreichen, um die Trauer zu erklären, und dennoch die Abwesenheit spürbar machen. »Warum diese Nacht? Warum das ungesäuerte Brot und die bitteren Kräuter?« Wir, die wir nicht mehr wissen, zu wem wir sprechen, die wir selbst nach Antworten suchen; die wir

den Tod befragen.

In meinem Kopf endet der Gesang, aber meine Erinnerung speist den Strom der Gebete, auf dass er niemals versiegt. Da sind der Auszug aus Ägypten und das Lied der vier Söhne; Jakob und die Kinder Israels, die sich vermehrt haben wie die Sterne des Himmels. Die Poesie verschmilzt mit dem Leid, das bis zum Wahnsinnigwerden besungen und wiederholt wird. Die Unterwerfung besingen und sich, wie es geschrieben steht, bis zur Befreiung des versklavten Volkes an Gott halten. »Der Ewige führte uns aus Ägypten, nicht etwa durch einen Engel, ja nicht einmal durch einen Seraph oder anderen Boten. Der Heilige, gelobt sei er, handelt selbst in all seiner Herrlichkeit.« Und ich bete, damit ich die Kraft habe, mit meinen Töchtern und Enkeln auszuziehen, damit mein trauerndes Herz mich nicht zurücklässt, so wie ich Sarah in der Erde zurückgelassen habe.

Manchmal ist das Zurücklassen notwendig, um zu überleben. Meine Tante war ein paar Jahre zuvor gestorben, der Bruder und die Schwester meines gleichnamigen Veters waren vor wenigen Monaten von uns gegangen. Trotz seines merkwürdigen Verhaltens konnte ich Salomon an den Festtagen, vor allem an Pessach, nicht von der Familie ausschließen. Seit seiner ersten Begegnung mit Sarah hatte er sie immer zu bezirzen versucht. Daher wahrte ich lieber etwas Distanz, vor allem nach der Geburt der Mädchen, aber wie sollte ich ihn kurzerhand allein mit dem Pharao zurücklassen?

Michelle und Denise waren meinem Vetter bei den seltenen Zusammenkünften begegnet, wenn die lebenden Familienmitglieder eine Geburt oder eine Bar Mitzwa feierten. Sie sprachen kaum mit ihm – Sarah und ich bildeten eine unüberwindliche Barriere zwischen meinem Namensveter und unserem Nachwuchs –, doch bereits als Salomon sich zu Beginn jenes Sederabends breit lächelnd meinen Töchtern gegenüber setzte, wusste ich, dass ich nie wieder das ungesäuerte Brot mit ihm teilen konnte, dass wir ihn nie wieder an unserem Tisch empfangen würden. Denise war gerade volljährig geworden und hatte beschlossen, uns an diesem Abend zu fragen, ob sie mit ein paar Freundinnen zusammenziehen dürfe.

Salomon hatte sich im Griff und ließ Sarah gegenüber kein falsches Wort fallen, bis ihm aufging, dass Denise möglicherweise bald unabhängig wäre. Mein Vetter war alterslos, doch sein Gesicht wirkte greisenhaft, als er sich meiner ältesten Tochter zuwandte. Er schnappte sich die Weinflasche, um Denise nachzuschicken, und begann, für ihr Anliegen einzutreten und an ihrer Stelle zu argumentieren. Ihr großer, normalerweise so distanzierter und Furcht einflößender Cousin engagierte sich für ihre Freiheit, sie klammerte sich aufgeregt an seine Hand, während sie mit der anderen nach ihrem Glas griff. Salomon triumphierte, unter Michelles entsetzten Augen legte er seine andere Hand auf die meiner